

Kafka, Franz

BRIEFE AN FELICE und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit

Sammlung von Briefen von Franz Kafka, herausgegeben von Erich Heller und Jürgen **Born**, erschienen 1967. – Franz Kafkas umfangreicher Anteil (mehr als 750 Druckseiten, bestehend aus weit über 350 Briefen und ca. 150 Karten) am Briefwechsel mit Felice Bauer (1887–1960) wurde von dieser 1955 dem Schocken-Verlag verkauft, der sie 1967 hat herausgeben lassen. Dieser Ausgabe sind u. a. wenige die Verbindung Kafkas mit Felice Bauer betreffende Briefe Max **Brods** und der Mutter Kafkas, die im Besitz von Felice Bauer waren, beigegeben, sowie über 70 Briefe an deren Freundin Grete Bloch. Die Korrespondenz Kafkas erstreckte sich über fünf Jahre vom 20. 9. 1912 bis zum 16. 10. 1917. Felice Bauer hat zwei Jahre nach der Trennung von Kafka den Bankier Moritz Marasse (geb. 1873) in Berlin geheiratet (25. 3. 1919); mit ihm und den Kindern Heinz (geb. 1920) und Ursula (geb. 1921) übersiedelte sie Ende 1930 nach Genf, von wo die Familie im August 1936 in die USA auswanderte, um sich in Kalifornien niederzulassen.

Zur Zeit der Bekanntschaft mit Kafka war Felice Bauer leitende Angestellte (Prokuristin einer Firma für Diktiergeräte und Parlographen) in Berlin und hatte einen Arbeitstag bis 19 Uhr, der Verfasser fungierte, als er den Briefwechsel eröffnete, als »Konzipist«, seit März 1913 als Vice-Sekretär (einer der drei Vertreter des Chefs) in der halbstaatlichen »Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt für das Königreich Böhmen« und arbeitete halbtags bis 14 Uhr. Der relativ größte Teil (annähernd die Hälfte der Briefe) stammt aus dem ersten halben Jahr ihrer Bekanntschaft vor dem ersten Wiedersehen (23./24. 3. 1913); bis zur Auflösung der ersten Verlobung im Juli 1914 war, einschließlich der in dieser Zeit geschriebenen Briefe an Grete Bloch, die Hauptmasse der Korrespondenz (mehr als drei Viertel) bereits verfaßt.

Mitte Juli 1912 hatte Kafka gegenüber Brod anlässlich des Briefs einer Bekannten

aus Weimar mit dem Gedanken gespielt, »Mädchen mit der Schrift binden zu können« (13. 7.). Einen Monat später lernte er Felice Bauer im Hause Brods kennen. Den ersten Eindruck von ihr hat Kafka in einer Tagebuchnotiz vom 20. 8. festgehalten: »Fräulein F. B. Als ich am 13. August zu Brod kam, saß sie bei Tisch und kam mir doch wie ein Dienstmädchen vor. Ich war auch gar nicht neugierig darauf, wer sie war, sondern fand mich sofort mit ihr ab. Knochiges leeres Gesicht, das seine Leere offen trug. Freier Hals. Überworfene Bluse. Sah ganz häuslich angezogen aus, trotzdem sie es, wie sich später zeigte, gar nicht war. (. . .) Fast zerbrochene Nase, blondes, etwas steifes, reizloses Haar, starkes Kinn. Während ich mich setzte, sah ich sie zum erstenmal genauer an, als ich saß, hatte ich schon ein unerschütterliches Urteil.«

Dies spontane Urteil zeigt, daß die künftige Verbindung von Kafka und Felice Bauer keineswegs aus einer Liebe auf den ersten Blick, einem starken Interesse Kafkas an ihrer Individualität hervorging. Genau einen Monat später schreibt er den ersten Brief. Kafka hat den Briefwechsel, wie er wiederholt hervorhebt (66, 322), in einer Zeit produktiver Hochstimmung begonnen, während der er u. a. *Das Urteil* (2 Tage nach Beginn der Korrespondenz entstanden und Felice Bauer gewidmet), *Die Verwandlung* und *Der Verschollene* (1. Tl. eines geplanten Amerika-Romans, in den er einen Bericht Felice Bauers eingehen ließ, 66) verfaßte. Felice Bauer selbst hatte nach dem ersten Treffen das Gefühl, daß mit Kafka die Unbehaglichkeit eingezogen sei (55); Kafka verstand es, diesen ursprünglichen Eindruck auszulöschen und ihre Neigung zu gewinnen: Auf ihre Anregung kommt es zum Übergang vom Sie zum Du, Kafka kann sich der Anrede »Liebste« bedienen und die Erwartung wecken, daß sich der brieflichen Beziehung bald eine intensivere persönliche anschließen wird. Sogar seinen eigenen, im Tagebuch formulierten Ausgangspunkt vermag er in einer Weise zu bekennen, die Felice Bauer eine positive Mißdeutung ermöglicht: Ihrer Frage, ob Kafka »sie gleich lieb hatte damals« (148), schließt er das Bekenntnis anfänglicher Gleichgültigkeit an und weiter die

doppeldeutige Bemerkung: »*Sie gefällt mir zum Seufzen*« (149). In Kafkas Reaktion auf die Mitteilung der Bereitschaft Felice Bauers, Manuskripte abzuschreiben (worüber »*ich so staunte, daß ich auf den Tisch schlug*«, 58), zeigt sich die Begeisterung des allein dem Verfassen von Literatur sich verpflichtenden Partners.

Kafka sieht seine Bestimmung als Schriftsteller im Rahmen der Briefe als die jemandes, »*der mit seinem Lebendigsein nichts anderes leistet, als ein riesiges Loch zu umlaufen und zu bewahren*« (310). Diesem negativen Ideal entsprechend, stellt er sich als Lebensweise ein »*klösterliches Leben*« (450) vor, »*im Innersten eines ausgedehnten, abgesperrten Kellers*« (250). Wenn Kafka dennoch eine Beziehung zu Felice Bauer anstrebt, die als Liebe aufgefaßt werden soll, so unter der Bedingung, daß sie diese Lebensweise nicht nur nicht stört, sondern befördert. Dies setzt sowohl Felice Bauers teilnehmende geistige Nähe wie ihre dauerhafte wirkliche Entfernung voraus. Während er Felice Bauer gegenüber zu einem Zeitpunkt, als ein Wiedersehen noch nicht unmittelbar bevorsteht, bemerkt, wie schwierig es sei, »*einen Menschen mit bloßen geschriebenen Worten halten [zu] wollen*« (107), erweist sich – als eine erneute Begegnung möglich wird (Weihnachten 1912), aber auch später – daß es genau dieser Zustand, »*ein Zwitter zwischen Gegenwart und Entfernung*« (138) ist, den er um jeden Preis, unter jeweils veränderten Bedingungen erhalten sehen möchte. Unter der Voraussetzung eines mönchischen Lebens ist Felice Bauer als liebender Briefschreiberin die Aufgabe zugeordnet, seine »*wesentliche Verbindung mit Menschen*« (434) darzustellen. Sie soll den Umgang des Dichters mit der Welt ökonomisieren und die aus seiner Veranlagung, Gestimmtheit und Lage (Familiensituation, Beruf) resultierenden Mängel kompensieren. So spricht er sie angesichts seines eigenen widerwilligen Umgangs mit Geschäften als »*liebste Geschäftsfrau*« (285) an und lobt sie als »*lustiges, gesundes, selbstsicheres Mädchen*« (456), insistiert immer wieder auf genauester Darstellung ihres Berliner Alltagslebens: nicht nur um die Vorstellung der ihm fast unbekanntem Briefpartnerin zu sichern, sondern auch zur Erweiterung seiner Erfahrung als möglichen Stoff

seiner Dichtung (vgl. 66). Der Bericht eines »Wunschtraums« zeigt, wie er Felice Bauer als unerschöpfliche Quelle von Berichten präsent haben möchte: »*Ich konnte so viele beschriebene Bogen aus den Umschlägen ziehen, sie wurden nicht leer*« (101). Kafka sieht in Felice Bauer auch eine Adresse für Klagen über innere Zustände, die als Hindernis seines Schreibens auftreten. Sogar was die Schlafgewohnheiten betrifft, schwebt ihm eine Ergänzung vor: »*Du mußt mehr schlafen als andere Menschen, denn ich schlafe wenig*« (92). Dasselbe gilt für das Schreiben: »*also nicht mehr abends schreiben, mir das Schreiben in der Nacht überlassen*« (118). Es ist das Unglück der Adressatin, nicht zu bemerken und auch später nicht glauben zu wollen, daß die briefliche Beziehung für den angehenden Dichter K. die einzige Nähe ist, die er sucht. Weder in der Zeit schöpferischer Hochstimmung (Sept. bis Dez. 1912) sucht er ihre unmittelbare Gegenwart noch bei stagnierender Produktivität in den ersten Monaten des Jahres 1913; vielmehr erklärt er: »*daß dieser Verkehr in Briefen . . . der einzige meinem Elend entsprechende Zustand ist*« (304). Das Unglück des Briefschreibers besteht darin, alles dazu getan zu haben, daß die Adressatin seine literarische Annäherung als Versprechen einer tatsächlichen nimmt, das nicht einzulösen ihm in der folgenden Zeit als Problem massiv entgegentritt.

Konnte Kafka in der Anfangszeit den »Zwitter«-Zustand noch als »*unerträglich*« bezeichnen (138), war er, sobald Begegnungen anstanden, mit viel Diplomatie darauf bedacht, diese als nicht wünschenswert erscheinen zu lassen; vor dem unvermeidlichen Wiedersehen zu Ostern 1913 kündigt er an, mit dem Besuch von sich abschrecken zu wollen: »*Ich fahre nach Berlin . . . , um Dir . . . zu zeigen, wer ich eigentlich bin*« (343). Auch eine scheinbar entgegengesetzte Verhaltensweise hält er vor Pfingsten 1913 für geboten: Als Felice Bauers Motivation, das Verhältnis fortzuführen, schwindet, drängt er auf ein Treffen. Als er, um ihr Interesse an ihm längerfristig zu sichern, im Juni 1913 um sie wirbt, faßt er seinen Brief zugleich als entschiedenen Hinweis auf seine absolute körperliche und geistige Unfähigkeit zur

Ehe, ringt ihr danach ein »*aber ich will doch*« (417) ab, um sie schließlich wissen zu lassen: »*Ich habe das bestimmte Gefühl, durch die Ehe, durch die Verbindung, durch die Auflösung des Nichtigen, das ich bin [d. i. seine Selbstbestimmung als Schriftsteller] zugrundegehen*« (426). Als er schließlich einsehen muß, daß für ihn auch ein williges von Felice Bauer in einer Ehe erbrachtes »*Opfer*« (442/46) den allein erwünschten »Zwischen«-Zustand des ausschließlichen Verkehrs in Briefen nicht ersetzen könnte, bittet er sie: »*stoße mich fort*« (459), und entschließt sich, als dies nicht geschieht, kurz vor Antritt eines unabhängig von Felice Bauer geplanten Urlaubs zum endgültigen »*Abschied*« (466).

Die Möglichkeit einer Erneuerung der Briefbeziehung bietet sich durch das Hinzutreten einer dritten Person, der mit Felice Bauer befreundeten Grete Bloch, die Kafka an einem Montag im Oktober 1913 in Prag kennenlernte und die, wie sie ein Jahr später mitteilt, »*mit Gewalt in einer Verlobung ein Glück für Sie beide sehen*« will (608). Kafkas Briefe an sie sind Analogien der vergangenen Korrespondenz mit Felice Bauer (auch an ihr lobt er sogleich die Geschäftstüchtigkeit, 472, und ihre »*ungeheure Lebenskraft*«, 476), sie fordern allerdings weniger, weil Grete Bloch zugleich als Klammer des Verhältnisses zu Felice Bauer fungieren soll. Gegenüber Felice Bauers Zurückhaltung – sie will »*ans Heiraten nicht mehr denken*«, gesteht aber bei einem Treffen in Berlin (8./9. 11. 1913) einen Briefwechsel »*wie früher*« (488) zu – macht er nun geltend, die Ehe sei »*die einzige Form, in der die Beziehung zwischen uns erhalten werden kann, die ich so sehr brauche*« (ebd.). Daß solche Gedanken nicht von der Neigung zu Felice Bauer, sondern von der Sorge um seine seit Anfang 1913 stagnierende Produktion bestimmt sind, verschweigt er bald danach nicht: An einem »*toten Punkt*« angelangt, möchte er sich aus seinem »*gegenwärtigen Leben herausreißen, entweder durch Heirat mit Dir oder durch Kündigung und Abreise*« (534 f.). Von solchen Vorstellungen und Grete Bloch überredet, willigt Felice Bauer bei einem Treffen am 12./13. April 1913 in Berlin in eine Verlobung ein, die dann am 1. Juni dortselbst offiziell gefeiert wird.

Seit dem Treffen im April 1913 konterkariert Kafka in Briefen an Grete Bloch die unterstellte Gemeinschaft mit Felice Bauer («*wir*») durch die Vorstellung eines Lebens zu dritt (57) und durch explizite Zweifel an seiner Beziehung zu Felice Bauer. So läßt er seine Gleichgültigkeit gegenüber Felice Bauer durchblicken und gibt zu verstehen, welchen Widerwillen in ihm der Anblick ihrer Goldzähne erzeugt: »*In der ersten Zeit mußte ich . . . die Augen senken, . . . später sah ich, wenn es anging, absichtlich hin, um nicht daran zu vergessen, um mich zu quälen und um mir schließlich zu glauben, daß das wirklich wahr sei*« (576). Unmittelbar vor und nach der offiziellen Feier versichert er Grete Bloch mehr oder weniger indirekt seiner Neigung (593), um bald für sie nunmehr unmißverständliche Bedenken gegen die mit Felice Bauer geplante Ehe anzumelden (595/98, 606). Als Grete endlich Kafkas Absicht verstanden hat (608, vgl. Briefentwurf vom 3. 7. 1914), erhält sie von ihm die an den Gestus seiner Werbung von 1913 erinnernde Antwort: »*Nun habe ich Sie also überzeugt . . . und Sie fangen an, in mir nicht F.'s Bräutigam, sondern F.'s Gefahr zu sehn*« (609). Unter Hinweis auf bestimmte Briefstellen bewirkt Grete Bloch nun bei einer Aussprache in Berlin am 12. Juli die Lösung des Verlöbnisses (K. bezeichnet die Szene im *Tagebuch* als »*Gerichtshof*« und merkt im Hinblick auf die Reaktion der Verwandten zufrieden an: »*es läßt sich nichts oder nicht viel gegen mich sagen. Teuflich in aller Unschuld. Scheinbare Schuld des Fräulein Bl.*«).

Kafka, der Anfang Juni 1914 erfreut den Neuanfang seiner literarischen Produktion meldet (594 an Grete Bloch), beginnt in den Monaten Juli/August mit Arbeiten am Roman *Der Prozeß*, in dem er wie schon im *Urteil* ein Vexierspiel der Namen vornimmt: Felice Bauer wird in Fräulein Bürstner verwandelt und Grete Bloch in Fräulein Montag. Als Grete im Oktober ein Wiederanknüpfen des Verhältnisses versucht, klärt Kafka sie in einem letzten Brief auf, daß sie nur die ihr von ihm zugewiesene Rolle in seiner Inszenierung gespielt hätte: »*Sie saßen zwar im Askani-schen Hof als Richterin über mir – . . . in Wirklichkeit saß ich auf Ihrem Platz und*

habe ihn bis heute nicht verlassen« (615).

Das Einlenken Grete Blochs nimmt Kafka einen halben Monat später zum Anlaß (vgl. *Tagebuch*, 15. 10. und 1. 11. 1914), Felice mitzuteilen, daß sich für ihn im Guten und Schlechten nichts geändert habe, und erklärt sein Verhalten mit der Pflicht gegenüber seiner Arbeit (619). Nach einer weiteren Pause, vermutlich bedingt durch den Tod von Felice Bauers Vater im November, wird die Korrespondenz im Anschluß an ein Treffen in Bodenbach (23./24. 1. 1915) fortgesetzt. Entsprechend dem Vorsatz, künftig »*nur wenig*« zu schreiben (625), wird die Korrespondenz nun knapper (den 7 Briefen bis Mai 1915 folgen 3 bis zum Ende des Jahres neben mehreren Karten), sie wird aber auch »*anders*« (635): Da der Zustand von Vertrautheit und Ferne unterstellt ist, schwindet auch allmählich die zu seiner Erhaltung nötige Diplomatie und mit ihr ein wesentlicher Inhalt der Korrespondenz; nicht nur die Produktivität des Literaten versiegt seit Ende Januar 1915, sondern auch die des Briefschreibers. Das Einerlei dieser stillgestellten Verbindung wird nur unterbrochen durch ein Treffen in der Böhmisches Schweiz (23./24. 5. 1915, dabei Grete Bloch und Felice Bauers Schwester Erna) – K. apostrophiert sich danach sogar als »*Bräutigam von F. . . . ganz an F. verloren*« (639) – und eines in Karlsbad (Juni). Der resignierende Gestus des Aushaltens »*gemeinsamen Unglücks*« (649) bestimmt den Ton bis Mai 1916, ein gemeinsames Leben in Berlin »*nach dem Krieg*« (647) malt er wenig verheißungsvoll aus, und ein Treffen im April 1916 lehnt er entschieden ab (652). Begeistert von einem Besuch Marienbads im Mai, schlägt er aber einen gemeinsamen Urlaub vor, den er dann vom 2. 7. bis 13. 7. 1916 mit Felice Bauer verbringt, bis 24. 7. bleibt er dort ohne sie. Verweist Kafka hier zunächst noch auf die »*Mühsal des Zusammenlebens*« (*Tagebuch*, 5. 7. 1916), so schließen sich danach doch noch »*fünf so schöne und leichte Tage, wie ich nicht mehr geglaubt hätte, sie erleben zu können*« (an Brod, Mitte Juli) an. Kafkas Andeutungen lassen auf erste sexuelle Kontakte schließen. Im selben Brief heißt es auch: »*Unser Vertrag ist in Kürze: Kurz nach Kriegsende Heiraten, in ei-*

nem Berliner Vorort zwei drei Zimmer nehmen . . .« In den zahlreichen Briefen, die Kafka nun nach Felice Bauers Abreise schreibt, stellt er sogar seine Vorliebe für den schriftlichen Verkehr in Frage (676), plädiert für einen offenen (undiplomatischen) Gedankenaustausch (682) und denkt daran, seine Beamtenstellung aufzugeben (680). Auch Ton und Inhalt der Briefe ändern sich entschieden: An die Stelle der Apologetik des Status quo und der Versuche, Felice Bauer zu der seine literarische Lebensweise kompensierenden Instanz auszubilden, tritt ein bisher nicht gezeigtes Interesse an ihrer individuellen Entwicklung bei der Anregung und Beratung ihrer Mitarbeit als Lehrkraft an dem u. a. von **Brod**, Martin **Buber** und Gustav **Landauer** gegründeten »Jüdischen Volksheim« in Berlin.

Daß die Harmonie, die Felice nun für Liebe halten kann, immer noch die ihrer sicheren Entfernung von Prag ist, macht er im Brief vom 19. 10. 1916 deutlich, in dem er den Wert dieser Verbindung für sich darin erkennt, daß sie von den familiären Verhältnissen, an denen er festhält, nicht tangiert wird. Getrübt wird das Einverständnis erst bei einem Treffen vom 10./12. November anlässlich einer Lesung der *Strafkolonie* in München, bei dem K. den Vorwurf der »*Eigensucht*« (741) akzeptiert, um zugleich unerbittlich auf dieser zu bestehen. Nach wenigen Briefen im Dezember 1916 verstummt Kafka, der nach fast zweijähriger Abstinenz Anfang des Monats seine literarische Produktion wieder aufgenommen hat, im Januar ganz, während die Verbindung weiterbesteht (möglicherweise war für K. die zu Beginn der Beziehung kultivierte Scheu vor dem Telephon gegenstandslos geworden). Auch Antrittsbesuche der Verlobten in Prag (Bericht von Brod) sowie eine vermutlich nicht ohne Zwist abgelaufene Reise mit Felice Bauer und deren Schwester nach Ungarn, von der er allein zurückkehrt, finden keinen brieflichen Ausdruck.

Erst am 9. September 1917 zeigt Kafka in einem Brief eine bereits einen Monat vorher bemerkte Krankheit an (Diagnose am 4. 9.: Lungenspitzenkatarrh und Gefahr einer Tuberkulose), die er Brod gegenüber schon im August als Rettung vor

der Heirat bezeichnet hatte, und zieht sich zu seiner Schwester Ottla nach Zürau zurück. Nach einem Besuch Felice Bauers (20./21. 9.), den er durch Herabspielen der Krankheit nicht hatte abwenden können, schreibt er im Sept./Okt. 1917 einen Grundsatzbrief (für Canetti »*der peinlichste Brief, den es von Kafka gibt*«, 125), in dem er die Tuberkulose als seinen »*allgemeinen Bankrott*« sowie als Waffe darstellt, durch die zwei in ihm miteinander kämpfende Subjekte von einander endgültig geschieden würden: ein »*Guter*«, der Felice Bauer angehören soll, und ein »*Böser*«, ein »*lügnerischer Mensch*«, der es darauf abgesehen hat, allen »*so wohlgefällig*« zu werden, daß er die ihm »*innewohnenden Gemeinheiten offen, vor aller Augen ausführen dürfte*«: »*Zusammengefaßt kommt es mir also nur auf das Menschengesicht an und dieses will ich überdies betrügen, allerdings ohne Betrug.*« Nach diesem ebenso verblühten wie entschiedenen Rückzug von Felice Bauer findet er für seinen einzigen »*vollendeten Roman*« (H. Politzer) bzw. »*Korrespondenzroman*« (K. Theweleit) ein echtes Schlußwort, mit dem er Felice Bauers auf Versöhnung bedachte briefliche Bitte um Erklärung eines Satzes von **Kant** über den Frieden beantwortet: was »*innere Kriege*« betreffe, sei »*der Friede wohl nur jener, den man der Asche wünscht*«. Bei einem letzten Treffen in Prag vom 25. bis 27. 12. 1917 hat Kafka dann einen wirklichen Schlußstrich gezogen.

Die Versuchung, ein Korrespondenzverhältnis dieser Art zu wiederholen, begegnete Kafka in Gestalt von Milena Jesenská-Polak (1895–1944), die Kafka um die Erlaubnis zur Übersetzung einiger früher Prosaarbeiten gebeten hatte. Von Meran aus, wo er sich zu erholen hoffte, antwortete er im April 1920. Nach einem während des Jahres 1920 ausschweifenden Briefverkehr erklärt er ein mehr als einjähriges Schweigen: »*Alles Unglück meines Lebens . . . kommt, wenn man will, von Briefen oder von der Möglichkeit des Briefeschreibens her. Menschen haben mich kaum jemals betrogen, aber Briefe immer, und zwar auch hier nicht fremde, sondern meine eigenen.*« Die Abwendung des Verdachts von anderen auf sich selbst kündigt auch seine Konsequenz an: Von den wenigen Briefen, die von ihm danach

in mehr als zwei Jahren noch geschrieben werden, endet einer mit den Worten:
»Bitte nicht mehr schreiben.«

Dr. Friedrich Nemeč

AUSGABEN: Ffm. 1967, Hg. E. Heller u. J. Born. – Ffm. 1976 u. ö. (FiTb).

Briefe an Milena, Hg. W. Haas, Ffm. 1952; ern. Ffm. 1966 u. ö. (FiTb).

LITERATUR: J. Born, *K.s Briefe an Felice Bauer*, Diss. Northwestern Univ. 1963. – Ders., *K. und Felice Bauer. Ihre Beziehung im Spiegel des Briefwechsels 1912–17* (in *ZfdPh*, 86, 1967, S. 176–186). – Ders., *Vom »Urteil« zum »Prozeß«*. *Zu K.s Leben u. Schaffen in den Jahren 1912–14* (ebd., S. 186–196). – Ders., *»Daß zwei in mir kämpfen«*. *Zu einem Brief K.s an Felice Bauer* (in *Literatur u. Kritik*, 3, 1968, S. 105–109). – H. Jacobi, *K.s Briefe an seine Verlobte Felice* (in *Universitas*, 23, 1968, S. 297–302). – J. Günther, *Literatur-Ontologie und K. – F. K.: »Briefe an Felice«* (in *NDH*, 15, 1968, H. 119, S. 127–136). – E. Canetti, *Der andere Prozeß. K.s Briefe an Felice*, Mchn. 1969. – J. Ebner, *»Ich bitte Sie dem Franz manches zu Gute zu halten«* (in *Literatur u. Kritik*, 4, 1969, S. 429–436). – H. Politzer, *F. K.s vollendeter Roman. Zur Typologie seiner Briefe an Felice Bauer* (in *Das Nachleben der Romantik in der modernen dt. Literatur*, Hg. W. Paulsen, Heidelberg 1969, S. 192–211). – J. Urzidil, *Epilog zu F. K.s Felice-Briefen* (ebd., S. 212–219). – G. Deleuze u. F. Guattari, *K. Für eine kleine Literatur*, Ffm. 1976, S. 40–49 (es). – E. Heller, *Ehe oder Literatur: »Briefe an Felice«* (in E. H., *F. K.*, Mchn. 1976; dtv). – H. Binder, *Der Kampf um Felice Bauer (1912–17)* (in *K.-Handbuch*, Hg. ders., Bd. 1, Stg. 1979, S. 418–509). – H. Göhler, *F. K.s zweite Verlobung mit Felice Bauer* (in *ZfdPh*, 100, 1981, S. 198–204). – F. Nemeč, *Die Bemühungen um die Zueignung der Erzählung »Das Urteil« an Felice Bauer* (in F. N., *K.-Kritik: Die Kunst der Ausweglosigkeit*, Mchn. 1981, S. 89–93). – F. Kittler, *Grammophon, Film, Typewriter*, Bln. 1986, S. 322–329. – N. N. Glatzer, *Frauen in K.s Leben*, Zürich 1987, S. 28–81; 87–112. – K. Theweleit, *Gespensterposten* (in K. T., *Buch der Könige*, Bd. 1, Ffm. 1988, S. 976–1046).

Kindlers neues Literaturlexikon © CD-ROM 2000 Net World Vision GmbH,
Buchausgabe Kindler Verlag GmbH